

# Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Kinderseele.

Roman von Reinhold Ortman.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Ein leises Klopfen machte ihn aufblicken, und er sah gleichgültigen Tones die Aufforderung zum Eintritt ergehen. Eine große, schlanke, ganz in tiefste Trauer gekleidete Frauengestalt trat mit leisem Nuscheln des nachschleppenden Gewandes auf ihn zu.

„Störe ich dich, Harro? Sage mir's ganz offen, wenn ich dir lästig falle.“

Er hatte sich bei ihrem Anblick erhoben und ihr seine Hand entgegengestreckt. „Welche Vermutung, Jadwiga! Worin solltest du mich denn stören? Ich bin dir im Gegenteil von Herzen dankbar, daß du mich nicht schon heute wieder verlassen hast. Das Opfer, das du damit bringst, ist sicherlich nicht gering.“

Er hatte einen der breiten Sessel für sie zurechtgerückt, und ihr von dem Schein der elektrischen Arbeitslampe matt beleuchtetes Gesicht hob sich wie das Antlitz einer herrlichen Statue von dem dunklen Hintergrund ab.

„Von einem Opfer ist keine Rede. Aber ich hätte wohl freilich nicht bleiben dürfen, wenn nicht Diebstahlskrankheit den Aufschub meiner Abreise gerechtfertigt hätte.“

„Und warum hättest du nicht gedurft, Jadwiga? Vielleicht weil ein paar Matschbäsen sich möglicherweise darüber aufgehalten hätten? Es war doch sonst nicht gerade deine Art, dich um dergleichen viel zu kümmern.“

„Und wenn ich mich jetzt darum kümmerte, geschähe es gewiß nicht meinerwegen, Harro. Ich bin allerdings nicht gewöhnt, mich bei einem Tun und Lassen nach den Meinungen anderer zu richten.“

„Das selbe darfst du getrost auch bei mir voraussetzen. Aber ich meine, wir beide sollten uns hinlänglich kennen, um aller derartigen Versicherungen überhoben zu sein. Du wirst eben bleiben, solange du es in dieser Einöde aushalten kannst, und jeder Tag, den du meinem armen Kinde schenkst, wird mein Schuldbonus mit einem weiteren Posten belasten. — Du bist wohl eben bei der Kleinen gewesen?“

„Ich komme von ihr, um dir Bericht zu erstatten. Es geht ihr ganz gut. Das Fieber hat sich auch am Nachmittag nicht eingestellt, und ich glaube nicht, daß sie mehr als einige Tage brauchen wird, um wieder ganz gesund zu sein.“

„Ganz gesund?“ Bardeleben schüttelte mit finsterner Miene den Kopf. „Ich fürchte, liebe Jadwiga, das wird sie nie. In ihrem Blute oder in ihren Nerven muß etwas sieden, gegen das alle ärztliche Kunst machtlos ist. Es scheint eben, daß sie von allen sogenannten irdischen Freuden nicht eine einzige vergönnt sein soll. Na, vielleicht habe ich's nicht besser verdient.“

„Daß du heute so denkst und sprichst, ist wohl natürlich. Aber es tut mir darum nicht weniger weh, Harro. Und ich hoffe, daß du stark genug sein wirst, es bald zu überwinden.“

„Was zu überwinden? Den Verlust meiner Frau — meinst du?“

„Ja. Oder doch wenigstens diesen wilden Schmerz, der dich so traurig verwandelt hat. Die anderen mögen das nicht so sehen und sich durch deine scheinbare Fassung täuschen lassen. Ich aber, die ich dich besser kenne, ich bin voll schwerer Sorge um dich, Harro. In deiner Art ist etwa Unnatürliches, etwas, das ich mit meiner Vorstellung von deinem Wesen und deinem Temperament nicht vereinigen kann. Ich würde dich tausendmal lieber weinen oder gegen Gott und die Welt wüten sehen als so.“

Wie ein mühsam niedergebämpftes Schluchzen war es bei den letzten Worten in ihrer Stimme gewesen.

Bardeleben neigte sich vor und legte seine Hand auf die ihre. „Du bist gut und warmherzig wie immer, Jadwiga! — Manchmal, wenn ich dich reden höre, klingt es in meiner Seele an wie eine liebe Erinnerung aus den Tagen meiner Kindheit. Ich kann mir die Stimme meiner Mutter nicht mehr vorstellen; aber ich meine, sie muß gewesen sein wie deine. Und darum empfinde ich jedes liebe Wort, das du für mich hast, doppelt als eine Wohlthat. Aber du sollst dich nicht wegen nicht beunruhigen. Es hätte wohl keinen Zweck, wenn ich dir auseinanderzusetzen versuchte, daß du meinen Gemütszustand nicht ganz richtig beurteilst, denn das stüb' dich. Aber wie er auch sein mag, ich gebe dir die Versicherung, daß ich entschlossen bin, nicht daran zugrunde zu gehen.“

Wie innige Dankbarkeit war es in dem Aufschlag der schönen Augen, die sich zu seinem Gesicht erhoben.

„Und du wirst mir erlauben, dich an diese Versicherung zu erinnern, so oft ich's für nötig halte? Wie gerne möchte ich dir ein wenig helfen, dich wieder zurechtzufinden! Wer ein Mädchen vermag so wenig. Wir armen Dinger sehen uns ja bei jedem zweiten Schritt an den Grenzen unseres Könnens.“

„Wenn mir überhaupt Hilfe von einem anderen kommen könnte, wer weiß, ob du nicht mehr vermöchtest als sonst einer. Aber wie die Sachen stehen, muß ich schon versuchen, mich selber herauszureißen. Auf irgendeine Weise muß es doch schließlich gehen.“

„Daß du nicht die Absicht, jetzt vor allem dein kriegsgeschichtliches Werk zu vollenden? Vor wenig Monaten erst sagtest du mir in Berlin, welche Befriedigung dir die Beschäftigung damit gewährte. Für einen Mann gibt es ja keine bessere Trösterin als die Arbeit.“

Bardeleben wandte sich nach dem Schreibtisch um und stieß mit der Hand gegen einen Haufen durcheinander geworfener Manuskriptblätter. „Da ist es — mein großes Werk!“ jagte er in bitterer Selbstverspottung. „Mehr als zwei Jahre lang habe ich alle meine Kräfte daran gesetzt.“

Und während man hier wahrscheinlich der Meinung war, daß ich mich in Berlin königlich amüsierte, habe ich vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht in Bibliotheken und Archiven oder am Schreibtisch gesessen. Etwas ganz Großes und Bedeutendes sollte es werden, und ich freute mich wie ein Kind auf den Tag, an dem es vollendet sein würde. Und jetzt? Ein Haufen Makulatur — weiter nichts. Ich glaube, nicht um den Preis meines Lebens könnte ich mich noch einmal darüber hermachen. — Nein, mit dem Rezept ist es nichts, liebste Jadwiga! Und ich habe ja auch zum Glück Dringenderes zu tun, als nach literarischen Lorbeeren zu streben. Du weißt, daß ich die Bewirtschaftung von Klein-Ellbach ganz in die Hände meiner Frau gelegt hatte, denn schließlich war sie ja doch die eigentliche Besitzerin. Und ich habe immer uneingeschränkte Hochachtung gehabt vor der Energie, mit der sie ihre schwierige Aufgabe gelöst hat. Aber schließlich war es doch nur die Energie einer Frau, die alles von ihrem Boudoir aus regieren und leiten mußte, und es steht um das Gut wohl nicht allerorten so, wie es stehen sollte. Da Hand anzulegen und ein paar Monate oder Jahre lang zu schaffen wie einer, der um sein tägliches Brot arbeiten muß, das ist vorläufig alles, was ich an Zukunftsplänen hege. Darauf, daß der Himmel uns schon in nächster Zeit einen frischen, fröhlichen Krieg beschicken könnte oder sonst eine Möglichkeit, sich auf anständige und nicht ganz unnütze Weise aus diesem irdischen Jammerthal zu verabschieden — darauf wage ich bei meinem unentrinnbaren Pech leider nicht zu hoffen.“

„Wie magst du nur so sprechen — du, der Vater eines unerwachsenen Kindes!“

„Ja — dies Kind! Du kennst es ja von deinen früheren Besuchen her, und du hast dich während der beiden letzten Tage mit ihm beschäftigt. Sage mir ganz aufrichtig, Jadwiga, wie du von meinem Kinde denkst.“

„Ich denke, daß man für Dietlindes Entwicklung das meiste allerdings noch von der Zukunft erhoffen muß. Aber unter einer zärtlichen und liebevollen Pflege —“

Er machte eine hoffnungslos abwehrende Handbewegung. „So ungefähr sprach auch die neue Erzieherin, die meine Frau noch kurz vor ihrem Tode engagiert hat, und so werden vermutlich schon alle früheren Gouvernanten gesprochen haben. Nach Verlauf von einigen Wochen oder Monaten waren sie es regelmäßig überdrüssig geworden, Zärtlichkeit und Liebe nutzlos zu verschwenden. Ich habe das Kind lieb — Gott weiß es, daß ich es lieb habe — aber was soll ich mit dieser Liebe anfangen einem Wesen gegenüber, das bei meinem Anblick in Tränen ausbricht und keinen anderen Wunsch hat als den, von meiner schrecklichen Gegenwart befreit zu werden? Mit welchen Hoffnungen soll ich einer Zukunft entgegensehen, die sich durch die Zeichen ankündigt?“

„Ich kann dir darauf nicht antworten, Harro, ohne die Pflichten der Pietät gegen eine Heimgegangene zu verletzen. Aber ich meine, du siehst zu schwarz. Ob freilich eine bezahlte Erzieherin imstande sein wird, die große Unpäßlichkeit herbeizuführen, die hier vollbracht werden muß —“

„Auch die jetzige Gouvernante hältst du für nicht geeignet? Ich glaube ja nicht an offenbare Wunder, aber ich war doch der Meinung, daß man von diesem Fräulein Othmar alles erhoffen dürfe, was sich bei Dietlinde überhaupt noch erhoffen läßt.“

Er schien mit einer gewissen Spannung ihrer Antwort zu harren. Jadwiga aber zögerte, und ihr schönes Gesicht hatte nicht mehr den bisherigen weichen Ausdruck, als sie endlich sagte: „Die flüchtigen Berührungen während dieser beiden aufregenden Tage erlauben mir nicht, ein Urteil über das junge Mädchen abzugeben. Daß ich im allgemeinen gegen so hübsche Gouvernanten immer ein wenig mißtrauisch bin, kann ich allerdings nicht verhehlen, und ich würde es jedenfalls für recht gewagt halten, ihr Dietlinde ohne jede Aufsicht und Kontrolle ganz und gar zu überlassen.“

Bardeleben lehnte sich mit einem schweren Atemzuge in seinen Stuhl zurück. „Und woher sollte ich diese Aussicht nehmen? Daß ich sie nicht selbst üben kann, brauche ich dir wohl nicht erst zu sagen.“

Diesmal wartete er vergebens auf eine Antwort seiner Base. Sie hatte den Kopf gesenkt, und die Spitzen ihrer schlanken, weißen Finger strichen wie in nervöser Verlegenheit über die Falten des schwarzen Kleides.

Da, wie unter dem Zwange einer plötzlichen Eingebung, stand Bardeleben auf und trat an ihre Seite. „Es wird dir

vieleicht wie eine verrückte Zumutung vorkommen, Jadwiga, und du wirst möglicherweise bedauern, durch deine warme Teilnahme eine so unsinnige Hoffnung in mir geweckt zu haben, aber schließlich kannst du ja auch unbedenklich nein sagen. Ich gebe dir mein Wort, daß ich dir's nicht eine Sekunde lang verübeln würde.“

„Und wozu sollte ich ja oder nein sagen, Harro?“ fragte sie leise.

„Ich habe kaum den Mut, es auszusprechen. Du, die verwöhnte und umschwärmte Dame der großen Welt — du, die schönheitsfreundige Lebenskünstlerin — du hier in diesem Klein-Ellbach, das in den nächsten Monaten und Jahren wahrscheinlich nicht viel besser sein wird als ein Kirchhof! Ach, es ist ja heller Wahnsinn! Laß uns nicht erst weiter davon reden!“

„Oh, wenn es nur das wäre! Du hast, wie es scheint, doch wohl eine etwas geringere Meinung von mir, als ich sie verdiene. Aber —“

„Wenn es nicht die Ungeheuerlichkeit des Opfers ist, die dich schreckt, was könnte dich sonst abhalten, mir oder vielmehr meinem Kinde diesen Liebesdienst zu erweisen?“

„Was würde die Familie dazu sagen, Harro? Nicht die unferige, nach der wir wohl beide nichts fragen, aber die deiner Frau. Vor allem Herbert Rasmussen, der mich durch sein Benehmen schon heute deutlich genug hat fühlen lassen, wie unpassend ihm meine Anwesenheit erschien.“

In Bardelebens Augen bligte es auf. „Der? Hältst du mich für den Mann, der sich durch Rücksichten auf den Herrn Oberleutnant Rasmussen bestimmen lassen könnte? Seine Billigung oder Mißbilligung — was kümmert sie mich und was kümmert sie dich? Der Himmel weiß, was diesen Menschen bewogen hat, mich zu hassen; aber ich habe mir darüber bis heute so wenig den Kopf zerbrochen, als ich es künftig tun werde. Nichts auf der Welt ist mir so gleichgültig wie sein Haß. Und um feinetwillen würdest du nein sagen — um feinetwillen, Jadwiga?“

Sie schien zu bedauern, ihn durch ihre Worte in solche Erregung versetzt zu haben, denn sie stand nun ebenfalls auf und legte begütigend die Hand auf seinen Arm. „Du mußt doch verstehen, Harro, daß ein derartiger Entschluß nicht ohne reifliche Ueberlegung gefaßt werden darf. Er braucht doch auch nicht schon heute gefaßt zu werden. Bis zu Dietlindes Genesung bleibe ich jedenfalls auf Klein-Ellbach, und bis dahin werde ich auch das Fräulein Othmar hinlänglich kennen gelernt haben, um zu wissen, ob mein weiteres Verweilen in Dietlindes Interesse notwendig oder zweckmäßig sein würde. Daß es für mich kein Opfer bedeutet, versichere ich schon heute.“

Da klopfte der Diener, um zu melden: „Herr Oberleutnant Rasmussen fragt, ob der Herr Baron für ihn zu sprechen sei.“

(Fortsetzung folgt.)

## Die beiden Schneider.

Von Anatole France.

Die Schuluniform scheint mir für Gymnasiasten nicht recht geeignet, denn sie ist eine Art offizieller Kleidung, und durch den Zwang sie zu tragen, wird die Unabhängigkeit der Gymnasiasten beeinträchtigt. Ich habe sie getragen und bewahre ihr eine schlechte Erinnerung.

Ich will erzählen, daß es zur Zeit, als ich das Gymnasium besuchte, in dem ich nur sehr wenig gelernt habe, einen geschickten Schneider namens Grégoire gab. Grégoire hatte nicht seines Gleichen, wenn es sich darum handelte, einer Schuluniform das zu geben, was sie haben mußte: Schultern, Brust und Hüften. Mit einer eigenartigen Schönheit umgab Grégoire die Rockschöße. Er schnitt entsprechende Beinkleider dazu: in der Hüfte waren sie bauschig und fielen fast wie Samaisen über die Stiefel. Was man von Grégoire angezogen und wußte man das Käppi nur einigermaßen zu tragen, indem man den Müntschirm, wie die Mode es damals wollte, hochschob, so sah man recht hübsch aus.

Grégoire war ein Künstler. Erhielt er während der Mittagspause in seinem grünen Anzug im Hofe und trug unter dem Arm zwei oder drei Meisterwerke von Schulteransätzen, so verließen die Schüler, für welche diese herrlichen Schöpfungen bestimmt waren, ihre Stühle und gingen mit Grégoire in einen der Säle des Erdgeschosses, um die neue Uniform anzuprobieren. Aufmerksam und nachdenklich machte Herr Grégoire alle möglichen kleinen Krebbsstriche auf das Tuch. Und acht Tage später brachte er in derselben grünen Toilette ein einwandfreies Kostüm.

Leider ließ sich Grégoire seine Anzüge sehr hoch bezahlen. Er hatte das Recht dazu; er hatte keinen Rivalen. Luxus ist immer kostspielig; Grégoire war ein Luxusschneider. Ich sehe ihn noch:

Maß, melancholisch, mit seinen schönen weißen Haaren und seinen milden blauen Augen hinter den goldenen Brillengläsern; er war von vollendeter Vornehmheit, und wäre sein grüner Anzug nicht gewesen, hätte man ihn für einen Beamten halten können. Grégoire mußte viel Kredit geben, denn seine Kundschaft bestand aus reichen Leuten, das heißt aus Leuten, bei denen es sehr lange dauerte, bis sie ihre Rechnung bezahlten. So etwas wird nur von armen Leuten gleich erledigt. Nicht aus Anstand tun sie es, sondern weil man ihnen keinen Kredit gibt. Grégoire wußte, daß man von ihm nichts geringes oder mittelmäßiges erwartete und daß er es sich und seinen Kunden schuldig war, hohe Rechnungen spät zu senden.

Grégoire hatte nach der Qualität seiner Zutaten einen zweifachen Tarif. Aber auch der kleine Tarif war schon kostspielig. Die von Grégoire angezogenen Schüler bildeten eine Aristokratie, eine Art High-life in zwei Graden; meiner Eltern Stand erlaubte mir niemals zu hoffen, der Kundschaft von Grégoire angehören zu dürfen.

Meine Mutter war sparsam; sie war auch sehr wohlthätig. Ihre Wohlthätigkeit veranlaßte sie, in einer Weise zu handeln, welche die ganze Güte ihrer Seele zeigte — niemals gab es etwas Schöneres auf der Welt — die mir aber ziemlich lebhaft Unannehmlichkeiten verursachte. Irgendwie hatte sie erfahren, daß es einem Schneider und Portier aus der Rue de Caenettes, namens Rabiou — er war ein kleiner, rothhaariger, krummbeiniger Mann, mit einem Apostelkopf auf einem Zwergenkörper — sehr schlecht ging und daß er ein besseres Schicksal verdiente; sogleich dachte sie daran, ihm zu helfen. Sie ließ ihm zuerst einige Gaben zukommen. Aber Rabiou hatte eine große Familie, war zudem sehr stolz, und ich sagte ja schon, daß meine Mutter nicht reich war. Das Wenige, das sie ihm geben konnte, nützte ihm nichts. Sie zerbrach sich den Kopf, wie sie ihm Arbeit verschaffen könnte, und begann damit, für meinen Vater soviel Bekleider, Westen, Gehrocke und Ueberzieher machen zu lassen, wie sie vernünftigerweise für ihn bestellen konnte.

Meinem Vater brachten diese Bestellungen keinen Vorteil. Die von dem als Schneider tätigen Portier gelieferten Anzüge sahen schlecht. Aber da er von bewundernswerter Einfachheit war, bemerkte er es nicht einmal.

Meine Mutter bemerkte es für ihn, aber sie sagte mit Recht, daß mein Vater ein sehr schöner Mann war, der seine Kleider schmiedete, wenn seine Kleider ihn nicht schmiedeten, und daß man nie schlecht gekleidet ist, wenn man einen hübsch warmen Anzug trägt, der ordentlich genäht ist und noch dazu von einem braven Mann, der Gott fürchtet und Vater von zwölf Kindern ist.

Zum Unglück aber befand sich Rabiou, nachdem er meinem Vater mehr Anzüge als nötig geliefert hatte, in ebenso schlechten Vermögensverhältnissen wie vorher. Seine Frau war schwindsüchtig und seine zwölf Kinder waren bleichsüchtig. Eine Portierloge ist nicht der geeignete Ort, um Kindern ein so frisches Aussehen zu verleihen, wie es junge, an Sport im Freien gewöhnte Engländer haben. Da der kleine Schneider und Portier nicht Geld genug hatte, um Medizin zu kaufen, kam meine Mutter auf den Gedanken, eine Schuluniform für mich zu bestellen. Am liebsten hätte sie, wenn es gegangen wäre, dort auch ein Kleid für sich machen lassen.

Bei dem Gedanken an eine Schuluniform zögerte Rabiou. Seine Apostelstirn war mit Angstschweiß bedeckt. Aber er war mutig und fromm vertrauend. So machte er sich ans Werk. Er betete, gab sich unendliche Mühe und konnte ob dieser Arbeit nicht schlafen. Er war bewegt, ernst, nachdenklich. Denkt doch! eine Schüleruniform, ein Kleidungsstück von Bedeutung. Dazu stelle man sich vor, daß ich lang, mager, ohne Figur war und daß man schlecht für mich arbeiten konnte. Schließlich gelang es dem armen Mann, meine Schuluniform fertig zu stellen, aber was für eine Schuluniform! Keine Schultern; die hohe Brust reichte mir schlotternd bis um den Bauch herum. Nun mit der Form hätte ich mich noch abgefunden. Doch die Farbe, ein klares, hartes Blau, war peinlich anzusehen, und auf dem Kragen war nicht das gewöhnliche Abzeichen, Palmen, sondern auf jeder Seite eine Lira. Rabiou sah nicht voraus, daß ich ein sehr berühmter Dichter werden würde. Er wußte nicht, daß ich in der Tiefe meines Pulses ein Gedichtbuch mit dem Titel „Erste Blumen“ versteckt hatte. Diesen Titel hatte ich selbst gefunden und war höchst befriedigt von dieser Leistung. Mein Schneider-Portier wußte nichts davon; aber aus Inspiration hatte er mir auf jeder Seite meiner Uniform eine Lira aufgenäht. Das schlimmste an dem Anzug war, daß der Kragen weit davon entfernt war, sich an meinen Hals anzuschmiegen, vielmehr beträchtlich von ihm abstand und fürchterlich kalten schlug.

Ich hatte einen Hals, so lang wie ein Storch, und häßlich und häßlich blühte ich aus diesem Kragen heraus. Bei der Anprobe hatte ich schon Argwohn und sprach diesen dem Schneider und Portier gegenüber aus. Aber der vorrestliche Mann, der durch seiner Hände Arbeit mit des Himmels Hülfe eine Schuluniform verfertigt und doch gar nicht gehofft hatte, sie so gut zu vollenden, wollte nicht mehr daran rühren, aus Furcht, sie noch mehr zu verderben.

Eigentlich hatte er Recht. Doll Anruhe fragte ich meine Mutter,

wie sie mich fände. Ich sagte Euch schon, daß sie eine fromme Frau war. Sie antwortete mir:

„Ein Kind ist schön genug, wenn es gut ist.“

Und sie riet mir, meine Schuluniform ohne Hofsart und mit Demut zu tragen.

Ich zog sie zum ersten Male eines Sonntags an, wie es sich gehört, da es ein neues Kleidungsstück war. Oh! als ich an jenem Tage während der Pause im Schulhof erschien, Welch ein Empfang!

„Zuderhut! Zuderhut!“ riefen alle meine Kameraden auf einmal.

Es war ein peinlicher Augenblick. Mit einem Blick hatten sie alle die fürchterliche Form, das zu helle Blau, die Lhren, den im Rücken abstehenden Kragen gesehen. Durch die verhängnisvolle Öffnung am Kragen meines Rockes begannen sie mir Kieselsteine in den Rücken zu stoßen. Eine Handvoll nach der andern schütteten sie hinein, ohne den Abgrund füllen zu können.

Wirklich, der kleine Schneider-Portier der Rue de Caenettes hatte nicht überlegt, was für eine Menge Kieselsteine in diese Rückenstücke hineingingen, die er da mir gemacht hatte.

Als ich genug Kieselsteine darin hatte, teilte ich Faustschläge aus; man gab sie mir wieder, ich schlug um mich, und schließlich ließ man mich in Frieden. Aber am Sonntag darauf begann die Schlacht von neuem. Sobald ich den unheilvollen Anzug trug, wurde ich auf alle mögliche Weise gequält; beständig wurde mir Sand in den Hals geschüttet.

Es war abscheulich. Das schlimmste aber war, daß mich unser Aufseher, der junge Abbé Simler, verließ und gar nicht daran dachte, mir während dieses Sturmes beizustehen. Bis dahin war ich von ihm wegen der Sanftmut meines Charakters und des frühreifen Ernstes meiner Gedanken ausgezeichnet worden; ich wurde mit einigen anderen guten Schülern zu Unterhaltungen herangezogen, deren Reiz ich auskostete und deren Wert ich fühlte. Ich gehörte zu denjenigen, vor denen Abbé Simler während der längeren Sonntagspausen die Erhabenheit des Priesteramtes rühmte und von schwierigen Fällen bei der Ausübung des heiligen Verus sprach.

Abbé Simler behandelte diese Gegenstände mit einem Ernst, der mich mit Freude erfüllte. Eines Sonntags, als er langsam im Hof spazieren ging, begann er die Geschichte eines Priesters zu erzählen, der nach der Weihung der Hostie eine Spinne in dem Abendmahlskelch fand.

„Wie groß auch sein Schmerz und seine Verwirrung waren,“ sagte Abbé Simler, „er tat sofort das Richtige. Vorsichtig nahm er das Tier zwischen zwei Finger und . . .“

Bei diesem Wort lautete die Glocke zum Mittagsgottesdienst. Abbé Simler, der die Anordnungen des Reglements streng inne hielt, schrie sofort und ließ die Knaben sich in Reih und Glied aufstellen. Ich war sehr neugierig zu wissen, was der Priester mit der Spinne gemacht hatte. Aber meine Uniform war schuld daran, daß ich es niemals erfahren habe.

Als mich Abbé Simler am nächsten Sonntag in meinem komischen Anzug sah, lächelte er heimlich und hielt sich in angemessener Entfernung. Er war ein ausgezeichnete Mensch; er wollte nichts von jenem Lächerlichen, das ich an mir hatte, auf sich nehmen und wollte seine Sütane nicht durch meine Schuluniform kompromittieren. Er hielt mich nicht mehr für würdig, in seiner Gesellschaft zu weilen, solange man mir Kieselsteine in den Hals steckte, denn, wie ich schon sagte, beschäftigten sich meine Kameraden fortwährend damit. Gewiß hatte er damit nicht unrecht. Dann fürchtete er meine Nachbarschaft noch wegen der Augen, die man von allen Seiten nach mir warf. Auch dieses war verständlich. Zuletzt aber empörte sich sein Schönheitsgefühl überhaupt gegen meinen Anzug, soviel ist sicher, daß er mich von nun an von den Unterhaltungen, die mir wertvoll waren, ausschloß.

Er tat es auf geschickte Weise, ohne ein unhöfliches Wort, denn er war ein sehr zartfühlender Mann. Er verstand es, wenn ich mich ihm näherte, sich nach der anderen Seite zu wenden und so leise zu sprechen, daß ich nicht verstehen konnte, was er sagte. Hat ich sichüchtern um einige Erklärungen, so tat er so, als ob er es nicht hörte, und vielleicht hörte er auch wirklich nicht. Ich brauchte nicht viel Zeit, um zu verstehen, daß ich überflüssig war, und ich mißte mich nicht mehr unter die Vertrauten des Abbé Simler.

Diese Ungnade verursachte mir manchenummer. Schließlich begannen mich auch die Scherze meiner Kameraden wütend zu machen. Ich lernte die Schläge, die ich empfang, wiedergeben. Es war eine nutzbringende Kunst. Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich sie in meinem späteren Leben nicht mehr ausgeübt habe. Doch einige Kameraden, die ich ordentlich verprügelt hatte, bezogen mir lebhaftes Sympathie.

So mußte ich durch die Schuld des ungeschickten Schneiders darauf verzichten, die Geschichte des Priesters und der Spinne kennen zu lernen. Jedoch war ich zahllosen Schikanen ausgesetzt, und dadurch gewann ich Freunde, denn in den menschlichen Dingen ist das Gute immer mit dem Schlimmen vermischt. Aber in diesem Falle überwog das Böse. Dieser Anzug war unverwundlich. Vergebens versuchte ich ihn zu zerreißen. Meine Mutter hatte Recht; Rabiou war ein anständiger Mensch, der Gott fürchtete und gutes Tuch lieferte.

### Die Lebensmittelpreise in Gießen

in der ersten Hälfte des vor. Jahrhunderts sind ein Stück Wirtschafts-  
geschichte, das für sich allein spricht. Herr Ratsdiener v. P. Moll  
hat uns die folgende Liste zur Verfügung gestellt, aus der zu ersehen  
ist, wie billig damals die Lebensmittel waren. Allerdings war da-  
mals auch das Geld wertvoller.

Es kostete das Pfund	1818 Juni		1822 März		1823 Juni		1835 Oktober	
	Kreuzer	Marck	Gulden	Kreuzer	Marck	Gulden	Kreuzer	Marck
Ochsenfleisch	11	—,31	9	—,26	9	—,26	10	—,29
Rindfleisch	8	—,23	7	—,20	6 1/2	—,19	8	—,23
Rindfleisch	6 1/2	—,19	6	—,17	6	—,17	7	—,20
Kalbsteif	6 1/2	—,19	5	—,14	4	—,11	7	—,20
Dammelfleisch	7 1/2	—,22	6 1/2	—,19	8	—,23	8	—,23
Schweinefleisch	10 1/2	—,30	7	—,20	8	—,23	10	—,29
Spanferkel	7	—,20	8	—,23	8	—,23	7	—,20
Leber- oder Blutwurst	10	—,29	7 1/2	—,21	7 1/2	—,21	8	—,23
Wurst von nur Schwein	13 1/2	—,38	10 1/2	—,30	10 1/2	—,30	12	—,34
Bratwurst	15	—,43	14	—,40	14	—,40	15	—,43
Schwarten- magen	14	—,40	14	—,40	14	—,40	16	—,46
Säuge	3	—,09	3	—,09	3	—,09	3	—,09
Dammelfleisch	3	—,09	3	—,09	3	—,09	3	—,09
Kalbspelung	3	—,09	3	—,09	3	—,09	3	—,09
eine Kalbsleber	7	—,20	6	—,17	6	—,17	7	—,20
ein Kalbskopf	7	—,20	6	—,17	6	—,17	7	—,20
ein Kalbsgeseß	6	—,17	6	—,17	6	—,17	6	—,17
1 Paar Kalbsfüße	3 1/2	—,10	4	—,11	4	—,11	3 1/2	—,10
geräuch. Speck	19 1/2	—,55	18	—,51	19	—,54	20	—,57
Schinken oder Dörrfleisch	16 1/2	—,47	15	—,43	16	—,46	16	—,46
Nieren- oder Rindsfett	18 1/2	—,52	12	—,34	9	—,26	18	—,51
Hammelfett	14	—,40	12	—,34	9	—,26	13	—,37
Schweinefleisch (ausgelassenes)	22	—,63	14	—,40	21	—,60	20	—,57
Schweinefleisch (unausgel.)	19	—,54	14	—,40	14	—,40	18	—,51
Pech	17	—,49	18	—,51	18	—,51	17	—,49
Weißfisch	3 1/2	—,10	4	—,11	4	—,11	5	—,14
Butter	18	—,51	15 1/2	—,44	14 1/2	—,41	19 1/2	—,55
Salz	2 1/2	—,07	2 1/2	—,07	2 1/2	—,07	3	—,09
Flachs	18	—,51	20	—,57	20	—,57	22	—,63
Ditjen	5	—,14	6	—,17	6	—,17	5	—,14
grobgeschälte Gerste	3 1/2	—,10	4	—,11	4	—,11	4	—,11
kleingeschälte Gerste	7	—,20	8	—,23	8	—,23	7	—,20
geschälter Daser	7	—,20	6	—,17	6	—,17	5	—,15
Weizenmehl	3 1/2	—,10	4 1/2	—,12	4 1/2	—,12	3	—,09
Weizenmehl, ge- schwüner Vorstoß	4 1/2	—,12	5	—,14	5	—,14	4	—,11
Erbsen	4	—,11	3 1/2	—,10	3 1/2	—,10	4	—,11
Wiesen	5	—,14	4	—,11	4	—,11	4 1/2	—,12
Serie	14	—,40	16	—,48	16	—,48	15	—,48
Anschlittlichter	14	—,40	16	—,48	16	—,48	15	—,48
1 Maß Bier	4 1/2	—,12	4	—,11	5	—,14	4 1/2	—,12
1 „ Doppelbier	8	—,26	6	—,17	7	—,20	7	—,20
1 „ Frucht- branntwein	32	—,91	30	—,86	30	—,86	28	—,80
1 Maß Apfel- wein	18	—,46	12	—,34	12	—,34	14	—,40
1 Maß Rüböl	50	1,43	48	1,37	48	1,37	50	1,43
1 „ Milch	7	—,20	6	—,17	8	—,23	7	—,20
4 „ Danbläse	4	—,11	4	—,11	4	—,11	4 1/2	—,12
6 Eier	5	—,14	4	—,11	4	—,11	6	—,17
eine Gans			1	1,71			1	1,71
ein Guhn	15	—,43	16	—,46	16	—,46	17	—,49
1 Paar Tauben	14	—,40	16	—,46	16	—,46	14	—,40
1 „ junge Dähnen	17 1/2	—,50	18	—,51	18	—,51	17	—,49
Roggenbrot (1 Pfund)	3 1/2	—,10	3	—,09	3	—,09	2	—,06
Weizen 1 Malter		7 45	13,29	9 25	16,15	5 55	10,04	
Korn 1 Malter		4 55	8,53	9	15,45	4 45	8,15	
Gerste 1 Malter		3 5	5,28	7	12	— 4	5,86	
Daser 1		2 10	3,72	4 50	8,29	3	5,14	
Heu 100 Pfund		2 20	4	— 2	3,43	1 45	3	
1 Fuder Stroh				12	28,58	10	17,14	
Kartoffeln 1 Malter						1 36	2,74	

Im Jahre 1848 kostete das Pfund Kaffee 24 Kreuzer (69 Pfennig),  
26 Kreuzer (74 Pfennig) und 28 Kreuzer (80 Pfennig).

1843, August, kostete das Malter Kartoffeln 4 Gulden 43 Kreuzer

(8 Mt. 13 Hg.): 1846, August, 1 Gulden 30 Kreuzer (2 Mt. 74 Pf.);  
1847 April und Mai 7—8 Gulden (12—13,71 Mt.).

### Vermischtes.

\* Die Badegarderobe in früheren Zeiten. Na-  
mentlich in den vornehmen Seebädern von heute wird mit Bade-  
garderobe ein großer Luxus getrieben. Bei der Damenwelt sind  
Badekostüme zu sehen, die wohl ebensoviel gekostet haben wie teure  
Balltoiletten. Früher war es um die „Badekostüme“ recht simpel  
bestellt. Zur Zeit der Rinnefänger bestand die Badegarderobe der  
Männer zwar schon in einer Art Badehohe, die Frauen aber trugen  
zu dieser Zeit beim Baden noch keinerlei Bekleidung, wohl aber  
einen hohen Kopfschirm und nicht selten auch goldne und silberne  
Ketten. Weiter kamen dann Badelaken auf, und nach dem Sachsen-  
spiegel gehörte zur Brautausstattung auch ein Badelaken. Zur Aus-  
stattung eines Badenden während der ganzen mittelalterlichen  
Zeit gehörte auch eine Badequaste, eine Art Webel, mit der sich die  
Besucher der Bäder den Körper abklopfen. Nach und nach entwickelte  
sich das Badelaken zum Baberod. Um ein Aufschaukeln zu ver-  
hüten, nähten sich die Damen in den Saum des Baberods Mei-  
näckchen ein. Im 14. und 15. Jahrhundert verschwand der hohe  
Kopfschirm, den die Frauen früher beim Baden trugen; an dessen  
Stelle kamen bei Männern und Frauen einfache Dauben auf.  
Mittelalterliche Schriftsteller führten öfters Klage darüber, daß  
Männer und Frauen in den allerdürftigsten Gewändern gingen,  
um in der „Badestube“ oder im Fluß ein Bad zu nehmen. Noch  
bis weit in das 19. Jahrhundert hinein war die Badegarderobe  
auch der reichen Frauen sehr einfach, und erst die beiden letzten  
Jahrzehnte haben darin eine Aenderung gebracht.

\* Ein Held. „Also, Herr Hauptmann, als Sie in den  
letzten Schlacht waren, haben Sie da Ihr kaltes Blut behalten?“  
„Gewiß, ich hatte sogar so kaltes Blut, daß mir alle Nieder-  
gitterten.“

### Büchertisch.

— Die Sieger, Roman von Felix Philippi, Verlag  
Altstein u. Co., Berlin-Wien 3 Mt. Der Welt des Theaters, mit  
dem sein Name seit Jahrzehnten verbunden ist, hat Felix Philippi  
den Stoff zu seinem Roman entnommen. Die Kunststadt München  
ist der Schauplatz des von ihm zu großer Wirkung gebrachten  
Konflikts. Eine Sängerin der Hofoper schützt das Vermögen  
ihres Vaters, eines genialen Musikers, den vor der Stunde  
des Ruhms der Tod überfallen hat, und dieser heilige Kampf  
ist zugleich ein Kampf verräterischer und entweihter Liebe. Mit  
der Schilderung des Theaterbetriebes kontrastieren die Natur-  
bilder aus den bayerischen Bergen, die Philippi in der Schönheit  
heiterer Sommertage und in der grandiosen Pracht winterlicher  
Schneestürme zeigt, und ein freundlicher, behaglicher Humor liegt  
veröhnend und lärend über dem ganzen Werke.

— Was tut sich. Eine Sammlung herzerquickender Pro-  
simus. Von Anton und Donat Herrnsfeld. Preis broschiert 2 Mt.,  
geb. 3 Mt. Johannes Baum, Verlag, Berlin W. 30. „Echt Herr-  
nsfeld!“ — ruft man unwillkürlich beim Lesen dieser lustigen Samm-  
lung herzerquickender Prosimus. Wer Anton und Donat Herr-  
nsfeld von ihrer Bühnenvirkamkeit her kennt, der fühlt sofort,  
daß sie mit diesem Buche ihre Popularität noch erhöhen werden.  
Ueberall, wo Sinn und Verständnis für einen gehobenen, wohl-  
tunenden Humor herrscht, wird das Buch mit Freuden begrüßt  
werden.

### Logograph.

Oh steh ich bei dem Freudenmaß  
Bereit, Erquickung dir zu spenden;  
Vergessen ist des Lebens Qual,  
Doch Täuschung hast du nur in Händen.  
Dem ich bin es, der Schmerz und Weh  
Dir reichlich bringt in schweren Tagen.  
Wenn ich an dir vorübergeh',  
So kannst du wohl von Glücke sagen.

Nimm mir das Haupt und alsobald  
Hast du ein mächtig Bild gefunden;  
Es hauste einst im tiefsten Wald,  
Dum ist's vom Erdkreis längst verschwunden.  
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des magischen Zahlenquadrats in voriger Nummer:

3	11	22	15
15	22	11	3
11	3	15	22
22	15	3	11